

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

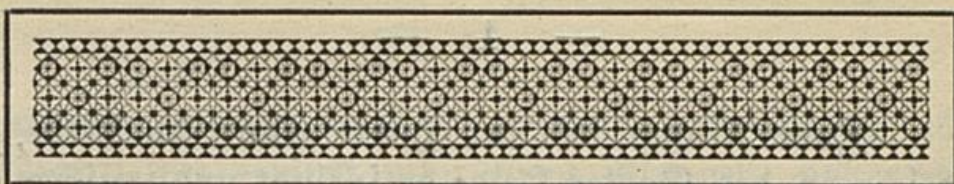
Chronik der Gemeinde Emsteck

Hinrichs, Heinrich

Cloppenburg, 1899

[Chronik der Gemeinde Emsteck]

urn:nbn:de:gbv:45:1-6794



Lage und Begrenzung: Die Gemeinde Emstedt liegt auf der Münsterländischen Geest in einer Entfernung (Luftlinie) von 39,6 Kilometer südlich von Oldenburg; begrenzt im Norden von Garrel und Großenkneten, im Osten von Bisbeck, im Süden von Langförden und Cappeln, im Westen von Cloppenburg und Grapendorf.

Höhenlage: Im Norden hohe Geest, im Süden niedriger Lehmboden. Von der Lager Haase bis zu der Niederung, welche sich von der unteren Hunte westwärts bis zur Leda zieht, bildet die Garter Heide die höchste Erhebung. Höchster Punkt ist bei der Dranter Mühle, wo der Weg von Süzbühren nach Garte den Weg von Emstedt nach Schneiderkrug kreuzt. (In der Nähe des Herenberges.) Es liegt dieser Punkt 59 Meter über Normal-Null oder Amsterdamer Pegel. Dieser Punkt liegt 7 Meter höher als der Fußboden der Kirche in Emstedt.

Wasserläufe: Von der Garter Heide dacht sich das Hüggelland nach allen Seiten ab; sie bildet die Wasserscheide zwischen der Hunte, Haase und Leda.

Zum Flußgebiete der Hunte gehört die Lethe, welche in der Garter Heide entspringt und zwischen Garte und Ahlhorn die Grenze bildet. Auf dem Gute Lethe treibt sie eine resp. zwei Mühlen, wendet sich vor Beverbruch nördlich und fällt unterhalb Kreyenbrück in die Hunte.

In Südlöze bei Palmohl entspringt ein Bach, der Palmohl, Bühren und Nepe durchfließt. Dieser Bach vereinigt sich nördlich von Bakum mit einem Bache, der von Steinriede bei Desum kommt, das Bührener Bruch durchfließt und dann, durch mehrere Bäche verstärkt, das Kirchspiel Bakum durchfließt; er ergießt sich in die Haase. Südseits Emstedt beim Desum entspringt ein Bach, der nordseits um das Kirchspiel Cappeln fließt, dann zwischen Uddrup und Bevern durchschlängelt, zwischen diesen Bezirken die Grenze bildend, um sich dann späterhin mit der Lager Haase zu vereinigen. Augenblicklich ist derselbe das Schmerzenskind der dortigen Gegend.

Die Söste, welche zum Flußgebiete der Leda gehört, entspringt unweit Echterholz und verstärkt sich durch mehreren Quellen in der Heide zwischen Höltinghausen und Cloppenburg.

Bodenverhältnisse: Im Süden ist guter Lehmboden, daher mehr bewohnt, im Norden sandiger Boden, daher weniger bevölkert. Im Nordosten befinden sich unkultivierte Heiden, insbesondere die Garter Heide. Hier sieht man wenig anderes als magere braune Heide, die unbenutzt liegt oder Herden kleiner Heidschnucken (je 15 Kilogramm) als Weide dient. Ein namenloses

Gefühl von Einsamkeit ergreift den Wanderer. Nur selten erblickt man einen Plaggen hauenden Mann, dessen Haue, poliert vom trockenen Sandboden, im Sonnenstrahl blinkt; selten auch eine Herde Heidschnucken, die durch ihr Blöcken und durch das Getöse ihrer Glocken die tote Stille der Gegend unterbricht, bewacht von einem Hunde und dem in seinem weißen Mantel (Saiken) gehüllten, strickenden Schäfer. Ernst und still, wie die ihn umgebende Natur, sitzt er an einem Erdwalle. Kaum blickt er zu dem Wanderer auf, selbst die Neugier findet hier zu wenig Nahrung, um geweckt zu werden. Ruffst du ihn, so nähert er sich, durch Holzschuhe beschwert, langsam und unbeholfen. — Was soll der Mensch die Glieder regen, wo die Natur ihn mit so schlechtem Beispiele der Thätigkeit vorgeht! —

Nichts läßt sich dem Eindrucke vergleichen, den man empfindet, wenn man im Mondenscheine durch diese Steppen allein dahin wandert. Der scharf und unheimlich in den Föhren und einzelnen Birken saufende Wind, die seltene, aus der Ferne fallenden Töne, das ungewisse, von Wolken plötzlich verdunkelte Licht des Mondes erinnern unwillkürlich an die Dertter und Naturscenen, welche Ossian besingt. Es scheint, als ob den Grabhügeln die Geister unserer Vorfahren entstiegen, zufrieden, nach Jahrhunderten hier noch die alte Gegend unverändert wieder zu sehen. In neuerer Zeit jedoch ist die Gegend durch die Anpflanzung von Föhren und Birken etwas belebter und heiterer geworden.

Der Staat hat von den ihm gehörenden

Flächen der Garter Heide mit Hülfe des Dampf-
pfluges eine große Fläche mit Kiefern bepflanzen
lassen. Die Kultur dieser Heideregionen ist schwer
zu bewirken. An den meisten Stellen findet sich
einen Fuß unter der Oberfläche eine Lage braunen
oder schwarzen Urbodens, der so fest ist, daß er
keine Feuchtigkeit durchläßt und nur schwer zu
durchbrechen ist. Bei dem Mangel an Weide für
Kindvieh ist der Anbau schwer. Was aber von
Schaf- und Kindviehdünger vorhanden ist, wird
nicht wie an andern Orten rein aus dem Stall
aufs Feld gefahren, weil es sich im dürren Boden
unwirksam verlieren würde, sondern man mischt
ihn mit Heidplaggen und läßt den so gebildeten
Haufen lange Zeit stehen und durchbrennen, ehe
man ihn zum Düngen gebraucht. Uebrigens fehlt
es der Heide offenbar nur an Wasser, um ein
freundlicheres Ansehen und eine reichere Vegetation
zu gewinnen, denn wo in dieser Steppe kleine Bäche
fließen, da thut das Wasser seine Schöpfungswunder
und erzeugt lieblichen Rasen, hochstämmige
Eichen und Buchen und gutes Korn. Der Bach
schlängelt sich wie eine grüne Ader durch die
dürre Heide. In der Nähe des Wassers finden
sich einzelne Gehöfte, deren Bewohner zum Teil
nichts weniger als arm sind, sondern kaum von
den Giebeln ihrer Wohnungen ihre weiten Be-
sitzungen übersehen können; denn diese erstrecken
sich beinahe so weit, als ihre Schafe weiden mögen.

Die Moore haben offenbar in früheren Zeiten
einen größeren Flächenraum eingenommen als sie
jetzt noch haben. Ein eigentliches Moor, wenn
auch kein Hochmoor, besitzt nur noch Höltinghausen.

Durch Abgraben, Kultivierung, Umschaffen zu Wiesen zc. hat das Moor sehr abgenommen und nimmt fortwährend mehr ab. An den Bächen finden sich ebenfalls häufig Moore von geringerer Ausdehnung, welche meistens Wiesentorf enthalten, der zwar fett und schwarz ist, auch gut brennt, aber einen starken, schneefelartigen Geruch giebt und rötliche Asche nachläßt. Wo Schlag- und Brennholz fehlen, muß der Torf von den Mooren bei Behta, Ahlhorn und Molbergen geholt werden. In den letzten Jahren beginnt man sich denselben mit der Bahn schicken zu lassen oder bedient sich der Steinkohlen. Reste von Nadelholz (Kienholz), die man auf dem Boden des Moores trifft, urkundliche Nachrichten, alte Sagen und Ortsnamen geben uns Zeugnis von der früheren Urwaldung. Tacitus sagt in seiner Beschreibung Deutschlands: „Damals, zu der Römer Zeiten, war das ganze Deutschland durchgängig wegen seiner Sümpfe und Moore abschreckend und schauerhaft.“ Und von dieser ungeheuren Urwaldung hatten sich noch lange Reste erhalten, welche aber jetzt bis auf einige sogenannte Stühbüschel (Wurzel- ausläufer) fast ganz verschwunden sind. Bemerkenswert ist der Baumweg, ein fürstliches Gehege, nördlich von der Gemeinde. Die Waldungen der Gemeinde waren der Sage nach einst so groß, daß ein Eichhörnchen von Cappeln bis Herrenholz (zwischen Bisbeck und Goldenstedt) springen konnte, ohne den Boden zu betreten.

Dadurch, daß die Wälder ausgerottet sind, hat unsere Gegend eine ganze Umgestaltung erhalten, welche uns deren frühere Beschaffenheit

gar nicht mehr erkennen läßt. Durch die Sonnenstrahlen und die Ostwinde, die durch Waldungen nicht mehr gebrochen werden, ist der hohe Boden ausgedörret. Dagegen sind niedrige, früher nicht bewohnbare, nicht kulturfähige Gegenden theils durch Dichtung der Waldungen, theils durch künstliche Entwässerung in die fruchtbarsten Gegenden umgeschaffen. So sieht man die Wirkung der Entwässerung in Kefte, Bühren und in Desum.

Was die Spuren alten Anbaus in der Heide betrifft, so fragt es sich überhaupt, ob sie einer sehr frühen Zeit zuzuschreiben sind, oder nicht vielmehr den nächst vergangenen Jahrhunderten angehören; denn auch jetzt geschieht es, wenigstens vor Jahren war es nicht selten, daß die hiesigen Landleute urbar gemachtes Land wieder liegen ließen. Die künstlichen Düngmittel waren unsern Vorfahren fremd. Seitdem diese zur Anwendung gekommen, hat es sich gezeigt, daß die Heidflächen namentlich, wo die Glockenheide (*Erica tetralix*) wächst, mit gutem Erfolg der Kultur erschlossen werden können. So hat beispielsweise Zeller Bökmann in Halen in den letzten Jahren große Heidflächen mit besten Erfolgen kultiviert. Kunstdünger und Lupinen haben im Felde Wunder gewirkt. Hunderte Fuder Getreide und Heu werden mehr geerntet, und es kommt dies der Viehzucht zugute. Durch Steigerung der Fleisch- und Viehpreise beginnt sich der landwirtschaftliche Betrieb mehr und mehr auf die Viehzucht zu richten. Die Pferdezucht hebt sich seit der Anregung der großherzoglichen Körungs-Kommission bedeutend. Hier und da findet man

gute und man kann sagen schöne Pferde. Die Rindviehzucht nimmt zu und verdrängt die Heidschnucken. Für die bessere Ausnutzung der Milch besteht eine Genossenschafts = Molkerei, welcher die landwirtschaftlichen Betriebe ihre Milch zur Butterbereitung zuführen. Der Verband der Meiereien nimmt dann den Verkauf der Butter im Großen in die Hand und erzielt Preise, welche erheblich höher sind als in Kopenhagen, Hamburg und Bremen. Die Kaiserliche Marine und der Norddeutsche Lloyd werden versorgt mit unserer Butter, welche so in die weite Welt wandert. Ein konservativ gesinnter Bauer meinte indes: „Sietdem wi de Molkereien hebbt, wert de Burenfroens dicker und de Kalwer dünner“ — jene haben nämlich weniger Arbeit, diese bekommen dünnere Milch. Die Schweinezucht blüht in der ganzen Gemeinde. (Die Eberföhrung köante hier jedoch noch ihre Wirksamkeit entfalten.) Doch hat die Gemeinde nicht einen so großen Handel mit Mastschweinen wie das Ammerland und das Münsterland um Behta, Dinklage und Löningen herum, sondern verlegt sich mehr auf die Ferkelzucht. Hauptabsatzgebiet ist Alten-Effen.

Die Schafe, die das für den häuslichen Bedarf erforderliche Fleisch, die Wolle zur Bekleidung, auch Wolle und Fleisch zum Verkauf lieferten und somit für die Wirtschaft unentbehrlich waren, werden, seit der Kunstdünger in Gebrauch ist und der Staat mit Aufförstung die Bahn gebrochen, fast allgemein abgeschafft. Der alte Spruch: „Selbst gesponnen, selbst gemacht

ist des Bauern schönste Tracht“, ist damit hinfällig geworden.

Gute Viehpreise müssen das Geld in die Gemeinde bringen. Korn wird in den letzten Jahren wenig verkauft und für Kraftfutter und Kunstdünger wird viel Geld ausgegeben. Früher wurde in guten Jahren mit Korn ein bedeutender Handel nach Oldenburg getrieben. Ein starker Nahrungszweig waren auch die Branntweimbrennereien. 1835 bestanden in der Gemeinde deren 7, die sich jetzt auf die eine Lanfermannsche Dampfbrennerei in Höltinghausen reduziert haben, die aber jetzt immer mehr floriert und an Ausdehnung gewinnt. Stroh jedoch wird viel mit der Bahn verschickt, welches teils unverarbeitet, teils verarbeitet zur Verladung kommt. Für die Verarbeitung stehen in Schneiderkrug 2 Dampfschneidereien und 1 Strohpresse.

Die Bewohner hiesiger Gegend sind sächsischer Abstammung. In der Römerzeit wohnten hier die Chauken. Den Ursprung und die Ursitze der ersten Bewohner genau angeben zu wollen, ist vor der Hand noch eine vergebliche Arbeit, da man vorläufig nur noch auf Mutmaßungen bauen muß. Die ersten Bewohner waren mutmaßlich Schäfer, die mit ihren Herden herumzogen und sich anfangs von dem, was die Erde von selbst hervorbrachte, nährten. Allmählich fingen sie an das Land zu brechen, und es entstanden einzelne Höfe. Jeder baute sich an, wo ihm ein Bach, ein Wald, ein Feld gefiel und nahm dazu so viel Land, als er gebrauchen und bebauen konnte. Die Bemühungen unserer jetzigen Anbauer (Neu-

bauer) liefern uns den Beweis, welchen Gang die Fortschritte des menschlichen Geschlechts genommen haben und zeigen uns die Art, wie die Erde bevölkert ist. Die Gegend scheint ziemlich bevölkert gewesen zu sein. Es beweisen dies die vielen Grabhügel und Steingruppen, als Reste der Vorzeit, welche noch in der Nachbargemeinde Bisbeck und weiter in der Gemeinde Wildeshausen anzutreffen sind; man findet noch Blöcke, deren Gewicht 40--50 000 Pfund und darüber betragen mag. Unstreitig sind auch früher in unserer Gemeinde solche Steindenkmäler anzutreffen gewesen. Nach und nach mögen sie von den Gräbern unserer Vorfahren entwandt und zum Bau der Häuser und Ställe gebraucht worden sein. Nicht nur früher, sondern noch jetzt werden die Häuser in unserer Gegend vielfach auf solchen Granitblöcken gegründet. Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stieß Zeller Franz Nordief bei Neukultur eines Grundstückes im Kieper Felde auf einen Steinkeller aus Granitblöcken. Die vorgefundenen Steine wurden zur Fundamentierung von Gebäuden benutzt.

Bei dem Uebergange von einem halbnomadischen Kriegerleben zur Ansässigkeit blieb die Viehzucht noch immer vorherrschend. Auf den Höhenzügen wurde Hafer und Gerste gebaut, so lange es eben ging. Roggen und Weizenbau war unseren Vorfahren noch gänzlich unbekannt. In den Niederungen weidete das Vieh. Jagdgebiet war die ganze Umgebung, namentlich die dichten Wälder. Die alten Bewohner waren oft im Kampfe. Bald stritten sie mit andern Volks-

stämmen, bald bekriegten sie sich einander. Je nachdem der Kampf bedeutender war, hatten sie auch zu ihrer Verteidigung dementsprechende Maßregeln getroffen. Zu ihrem Schutze bedienten sie sich erstlich der Burgen, mit welchem Namen ursprünglich jeder Platz bezeichnet wurde, welcher dazu geeignet und hergerichtet war, um sich und seine Habe zu bergen und gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Außerdem errichteten sie zeitweise kräftige lange Erdwälle mit tiefen Gräben, Landwehre, zum Schutze gewisser Landstriche. Unter ihren Burgen muß man sich nicht befestigte Wohnungen vorstellen, wie man sie in späterer Zeit herrichtete. Bewohnte Burgen kannten unsere Vorfahren gar nicht. Wo an Flüssen oder sumpfigen Niederungen oder auf einem Hügelrücken sich ein geeigneter Platz fand, der zum größten Teil schon von Natur Schutz bot und gute Deckung hatte, da befestigten sie den offenen Teil durch besondere Gräben und Wälle gegen feindliche Anfälle. Den inneren Burgraum benutzten sie zunächst dazu, um ihre Familie, ihre Habe und ihr Vieh sicher unterzubringen, wenn feindliche Einfälle zu befürchten waren. Dann sammelten sie sich daselbst, um gegen den Feind vorzurücken. Erlitten sie aber eine Niederlage, so zogen sie sich wieder dahin zurück, um die Verteidigung mit Erfolg aufnehmen zu können. Solche burgartigen Anlagen finden wir südlich des Emstecker Esches in sumpfiger Niederung, unweit des Weges von Emsteck nach Bakum, schwache, kleine Erderhebungen, unscheinbare Reste der „Boggenburg“, dicht daneben in östlicher Richtung, nahe

dem Gute Besenbühen in der Emstecker Mark, den sogenannten Biswinkel und die Burg in der Garter Heide.

Die Landwehre zogen sich von einer Niederung zu der gegenüberliegenden über den festen, bewohnten Höhenrücken und versperrten so dem anrückenden Feind den Weg. So finden wir noch die Dingeler Landwehr.

Nachdem Karl der Große sich die Sachsen unterworfen, wurde dieses Volk dem Verbande der jungen fränkisch-germanischen Kulturvölker eingefügt und auf diese Weise der politischen und religiösen Entwicklung damaliger Zeit zugänglich gemacht.

Der Kaiser errichtete zu Bisbeck ein Missionshaus (Kloster), von wo aus durch Benediktiner-Mönche nach allen Seiten das Evangelium verkündet wurde. Durch die Lehre und das Beispiel der Mönche erhielt der Acker auch eine andere Gestalt.

Die frommen Mönche waren es, die stets

Durch ihrer Hände Arbeit, ihren Fleiß

— In heil'ger Armut, harter Zucht gestählt —

Aus starrer Wildnis, harten Felsen uns

Die „schönsten Fleckchen Erd'“ hervorgezaubert!

Der Roggen- und Weizenbau wurde eingeführt und befördert. Die Düngung wurde zu Hülfe genommen und der feldmäßige Anbau der Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen etc.) betrieben. Mit der Verbreitung des Kornbaues ging die Anlage der Mittel, um dasselbe zum Gebrauche zu verarbeiten, Hand in Hand. Hatte man bis dahin nur die Handmühlen zum Quet-

schen der Körner in Gebrauch, so wurden jetzt hie und da Wassermühlen zu dem Zwecke in Thätigkeit gesetzt.

Als der Ackerbau intensiv betrieben wurde, trat ein neues Moment in das Bewußtsein. Dieses Moment wurde bald nutzbringendes Bedürfnis. Damit wuchs die Liebe, die Neigung zur heimatlichen Scholle. Das wirtschaftliche Leben wurde lokalisiert, die Liebe zur Heimat wuchs damit, ja entstand erst eigentlich, da der Mensch vordem, als er nur Jagd, Viehzucht und Fischerei trieb, keine rechte Heimat hatte. Mit dem weiteren Wachsen der Kultur entstand auch eine Zunahme des Zusammengehörigkeits-Bewußtseins.

Die den neugebildeten Bezirken im Sachsenlande vorgesezten königlichen Beamten nannte man Grafen. Die Macht des Adels stieg immer mehr und entwickelte sich mit der Zeit zu einer Landesherrschaft. Mit der Zeit bildete sich aus den Männern, die dem höheren Adel bei seinen Kämpfen treue Dienste leisteten, der sogenannte niedere Adel. Sie besaßen gewisse Höfe von Haus aus und hatten solche auch von den Grafen zu Lehn erhalten. Burgartige Wohnungen waren auf den Höfen derselben nicht vorhanden. Sie ließen die Höfe verwalten und bearbeiten durch ihre Leibeigenen.

In Ansehung des Standes waren die Einwohner entweder adelig oder unadelig. Ueber die Adelligen in der Gemeinde wird im Geschichtlichen noch die Rede sein. Die Unadeligen waren entweder Besitzer freier Güter oder Eigenbehörige.

Eine eigene Klasse machten die Hofhörigen aus, worüber man die älteren Leute noch wohl erzählen hört. Diese waren ursprünglich Eigentümer ihrer Stelle. Ihre Abgaben an den Hofherrn bestand anfänglich in freiwilligen Geschenken, die sie diesem für den Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, entrichteten, woraus später ein Recht wurde. Im Jahre 1849 trat das Ablösungsgesetz ein, worin die bestehenden Beschränkungen der Verfügungsfreiheit der Grundeigentümer für ablösbar erklärt und die fernere unab lösbare Belastung von Grundstücken mit privatrechtlichen Abgaben und Leistungen untersagt wurde.

Zur Erhaltung einer Stelle kann diese nach Gesetz von 1873 zur Grunderbenstelle gemacht werden. Der Grunderbe wird durch den Vorzug des männlichen Geschlechtes vor dem weiblichen und durch den Vorzug der älteren Geburt bestimmt. Er erwirbt das Alleineigentum der Grunderbenstelle und erhält 40 Prozent des schuldenfreien Wertes der Stelle zum voraus. Die Zahl der errichteten Grunderbenstellen in der Gemeinde Emstede betrug im Jahre 1890=114. Die Signerstellen wurden bei der Markenteilung gebildet. Man muß sich unsere Signer nicht alle denken als Besitzer, die dürftig 2 Rüge durchbringen, sondern es sind welche darunter, die mindestens 6 Stück Hornvieh und 1 oder 2 Pferde halten; man könnte sie rechtschaffen Groß-Signer nennen.

Auf jeder Bauernstelle sind ein oder mehrere Heuerleute oder kleine Pächter, die gegen

geringes Entgelt dem Bauern Arbeiten leisten müssen; sie haben dafür Wohnung, Land und sonstige Naturalien. Diesen ist die Gründung eines Haushaltes leicht, darum heiraten junge Leute, wenn sie eines Heuerhauses habhaft werden können, mit einer Zuversicht, dergleichen nicht andere bei großen Einkünften haben können. Doch könnte manchem jungen Paare wohl etwas mehr Vorsicht angeraten werden. Wenn nicht von beiden Seiten zusammen wenigstens 800 bis 1000 Mk. mit in den Ehestand gebracht werden, dann nimmt es selten ein gutes Ende. Früher ging ein großer Teil dieser Leute nach Holland, wo sie mit Grasmähen ein schönes Stück Geld verdienten; sie blieben dort selbst 4—6 Wochen, und man kann im Durchschnitt rechnen, daß sie 60 bis 80 Gulden bar nach Hause brachten. Die Lage der Heuerleute ist im allgemeinen eine recht günstige. Ihre Stellung ist zwar abhängiger, als die Stellung anderer Arbeiter, aber dafür auch sicherer und weniger abhängig von ungünstigen Zeitläufen. Der Heuermann hat nicht das Gefühl ein zur Lohnarbeit gezwungener Mann zu sein, er hat das Bewußtsein, daß der Bauer ihn ebensowenig entbehren kann, wie er den Bauern. Beide Klassen unterscheiden sich wenig durch Bildung, Lebensweise und Weltanschauung, und dies ist der entscheidende Punkt, dies ist die Wurzel ihrer Einheit. Knechte und Mägde wohnen mit der Herrschaft zusammen in demselben gemütlichen sächsischen Bauernhause mit seinem überhängenden, schornsteinlosen geräumigen Strohdach,

welches den Ertrag der Ernte birgt, mit dem einigenden, immer brennenden Herdfeuer am Boden im Hintergrunde der weiten Diele, neben welcher sich noch Raum für Vieh und Hühner findet. In den letzten Jahren hat der Baugeist viele gute Veränderungen hervorgebracht.

Der moderne Baustil, das Bedürfnis nach Bequemlichkeit, Luft und Licht, hat hier schon Wandel geschaffen. Man findet schon ganz stattliche Häuser, deren sich eine Stadt nicht zu schämen brauchte. Das bedeutet einen großen Fortschritt gegen die „gute alte Zeit“. Bei Neubauten wird wohl Wirtschafts- und Wohngebäude getrennt, doch so angelegt, daß beide im rechten Winkel zu einander und aneinander stehen. Während in den älteren Häusern bloß offene, niedrige Herde mit freiem Rauchzuge vorhanden sind, braucht man bei neueren nicht mehr durch den Schornstein ins Haus zu gehen, meistens werden Schornsteine und neben dem offenen Herde eine Kochmaschine angelegt.

Die Bauernhäuser aus sogenanntem „Fachwerk“ gebaut, sind mit frommen Sprüchen, die den Bewohnern immer vor Augen sein sollen, geschmückt. Ueber der großen Einfahrtsthüre sind in einem Balken die Namen des Besitzers und seiner Frau, die Jahreszahl der Erbauung und auch gewöhnlich ein frommer Spruch oder Hausvers eingeschritten. Wir lesen z. B.: „Dieses Haus steht in Gotteshand, Gott bewahre es vor Brand und alles was diesem Haus schaden kann. Gott gebe Glück und Segen, Fried und Einigkeit und nach diesem Leben die

ewige Seligkeit“, oder „Gott segne dieses Haus und alle, die gehen ein und aus.“

Mit kleiner bescheidener Schrift hat sich auch der Baumeister, der im Auftrage der Genannten das ganze Werk zustande brachte, verewigt. Die Bauern haben sich an diese Bau-sprüche so gewöhnt, daß sie in einem Hause ohne Spruch gar nicht wohnen mögen, und daß mir einer von ihnen einmal sagte: „Ein Haus ohne Spruch kommt mir vor, wie ein Ei ohne Salz!“ Diese Sitte beschränkte sich ehemals nicht nur auf den Giebelbalken; auch die Möbeln der Zimmer und sogar die Hausgeräte und Werkzeuge waren nicht selten mit Sprüchen geziert. Namentlich war dies oft bei den großen Salz-fässern der Fall, die, aus dicken, eichenen Brettern solide gebaut und meist ziemlich eingeräuchert, neben dem Herde im Hausraume an der Wand hingen. Ein solches Salzfaß aus dem Jahre 1704 mit dem Kernspruch: „D wat hört hier vâl tau“ hängt noch in Bühren in einem Bauernhause.

Die Bewohner sind von dem glücklichen Grundsatz sicher und lebhaft überzeugt, daß ein jeder, der arbeitet und betet, sein Brot haben könne, und diesen Grundsatz führen sie auch aus.

„Arbeit ist des Landmanns Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus“.

Den religiösen Sinn bekunden die herrlichen Kirchenlieder, die man von Arbeitern auf dem Felde und von den Kindern auf der Wiese singen hört, diese herrlich duftenden Blüten, in welchen sich Jubel und Andacht, Harren und Sehnen, Buße und Hoffnung, Glaube und Liebe ausspricht. Durch andere Lieder weht ein sittlicher Zug, der meistens in der Beziehung auf Gott seine Weihe findet.

„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!“

So ruft der Landmann seinem Sohne zu, und an die Worte der Mahnung schließt er die Worte des Segens an:

„Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Auge sehn!“

Die zahlreichen Kreuze an den Wegen erinnern daran, daß hier der Katholizismus seine Macht entfaltet. Leider erblickte man früher gar manche Bilder, die keineswegs als Kunstwerk gelten konnten und auch nicht in ordentlicher, anständiger, wohlgepflegter Verfassung sich befanden. In den letzten Zeiten ist nun zwar eine bedeutende Besserung auf diesem Gebiete zutage getreten, ja manche wirklichen Kunstwerke sind aufgestellt worden, aber mancherwärts wird doch noch unser Bedauern wach über den arg vernachlässigten Zustand der Wegebilder. Der christliche Gebrauch, auch an öffentlichen Wegen

religiöse Bilder aufzustellen, bezweckt, die Vorübergehenden anzuregen zu religiösen Gedanken, Gefühlen und Entschlüssen. Mögen die Bilder auch darnach sein!

Im Jahre 1669 betrug die Einwohnerzahl der Gemeinde Emstede etwa 900 Seelen. Im Anfange dieses Jahrhunderts, im Jahre 1800 um Ostern, zählte man 2081 Einwohner darunter ein Jude, der sich mit Handel und Viehschlachten kümmerlich durchhalf. Im Jahre 1816 gab es 416 Feuerstellen. Bei den Volkszählungen zwischen 1821 und 1868 hatte die Gemeinde über 2400 Seelen. Die Volkszählung von 1895 ergab 477 Wohnhäuser, 474 Haushaltungen und 2300 Seelen.

Die Gemeinde Emstede trägt zwar einen ausgeprägt landwirtschaftlichen Charakter, aber auch Gewerbe und Handel sind im Aufschwunge begriffen. Einige unserer Handwerksmeister sind wegen ihrer vorzüglichen Arbeiten über die Grenzen unserer Gemeinde bekannt. Wir weisen hier nur hin auf die Arbeiten des Tischlermeisters Rüge. Der Schmiedemeister Büsing und Sattlermeister Menke in Verbindung mit einem Stellmacher haben seit einigen Jahren begonnen, Luxuswagen (Kutschen und Jagdwagen) zu liefern, die wegen der soliden Arbeit allgemeinen Beifall finden und daher gern gekauft werden.

Von Geschäftshäusern sagt man wohl: „Hier kann man alles fragen, was man in Bremen kaufen kann“; aber in dem Niemannschen Geschäft ist auch so ziemlich zu haben, was man auf dem Lande fragen kann. Dem Gründer des

Geschäfts, dem verstorbenen Niemann, wollten Studenten einen Schabernack spielen. Aus den Herbstferien zurückkommend, besprachen sie unterwegs, welche Falle sie dem Kaufmann Niemann stellen könnten, worauf er „nein“ verkaufen müsse. Endlich hatte man es herausgefunden: man wolle einen Nußknacker kaufen. Auf die Frage nach dem Nußknacker wurden ihnen zwei Sorten vorgelegt. Da hätte einer die langen Gesichter sehen sollen. Bei der Auswahl entschied man sich natürlich für den billigsten; denn Nüsse hatten die Herren Studenten gar keine und Geld nicht zuviel.

Mancherlei Versicherungen bestehen in der Gemeinde: Gemeindefrankenversicherung, Mobiliarfeuersversicherung, Viehversicherung usw. Das ist alles sehr vortrefflich, aber wir wollen darüber nicht vergessen, daß ein jeder bei dem Herzen seines Nächsten versichert sein muß. Die Liebe besteht von Nachbar zu Nachbar, vom Freund zum Freund, vom Herrn zum Knecht, vom Reichen zum Armen. Wir wollen aber nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die Mobiliarfeuersversicherungs-Gesellschaft sich eines guten Bestandes erfreut. Nach den Darlegungen des Vorstandes im März v. J. ist nämlich die Mitgliederzahl angewachsen, das Versicherungskapital beträgt 3 Millionen Mark und der Reservefonds 7700 Mk. Bei dieser Versicherung werden nicht allein Mobilien, sondern auch anderes Eigut, namentlich Vieh, Getreide und Futter zur Versicherung angenommen. Die jährlichen Prämien sind bei weitem nicht so hoch

als bei auswärtigen Versicherungen. Betreffs der Annahme, als seien die Häuser des oldenburgischen Münsterlandes mit Strohdach mehr feuergefährlich und deshalb hierfür eine höhere Prämie zu errichten, sei auf die Emstecker Mobilien-Feuerversicherung hingewiesen.

Inbezug auf das Gesundheitswesen steht Emstek nicht an erster Stelle, da die Gemeinde von der Tuberkulose (Lungenschwindsucht) stark betroffen wird. Die Errichtung einer Heilstätte für unser Land kann daher nur erwünscht sein. Die Ergebnisse des Musterungsgeschäftes haben gezeigt, daß die von der Gemeinde Emstek zu stellenden Militärpflichtigen im Brustumfang mit an letzter Stelle stehen (durchschnittlicher Brustumfang bei Ausatmung 79 Centimeter bei Einatmung 86 Centimeter). In Kindersterblichkeit (Gestorbenen und Totgeburten) weist Emstek mit den höchsten Prozentsatz auf (17.11 Prozent).

Trotz dieser ungünstigen Zahlen ist in Emstek gut wohnen. Die Gemeinde Emstek ist eine ruhige idyllische Gegend, wo die müden Menschen Erholung von den Strapazen ihres Berufes finden können; qualmende Schloten und rauchende Kamine verpesten die Luft nicht. Der Landmann lebt ruhig und verrichtet seine Arbeit. Der Aufschwung der Industrie in den Industriebezirken lenkt aber die Arbeitskraft zu dieser hin, und so kommt es, daß sich namentlich bei der Ernte der Mangel an Arbeitskräften fühlbar macht. Die Industrie mit ihren hohen Löhnen nimmt die Arbeitsleute weg. Die Fabriken sind daher das Unglück für die Landwirtschaft. Geld verdient

der Fabrikarbeiter wohl mehr, er braucht aber auch mehr, und am Ende des Monats hat er daher auch nichts. Und dann muß man das Leben und Treiben in Fabriken kennen. Auf den Glockenschlag muß der Arbeiter eintreten und sich einer scharfen Disziplin fügen. Leicht giebt es Tadel, harte Worte, Vorwürfe — er muß sie sich gefallen lassen; und vielfach ist die Arbeit hart und schwer — er muß sie auf sich nehmen, vom frühen Morgen bis Abend wie eine willenlose Maschine schaffen und schuften. Oft ist die Luft ungesund und schlecht — er muß sie einatmen Tag für Tag. Der arme Fabrikarbeiter lebt wie ein Sklave. Man denke an einen in sengender Glut vor den Defen der Walzwerke und Eisenhütten schaffenden Arbeiter — das ist thatsächlich eine Schinderei und kaum zu ertragen. Man erzählt, daß der Böse aus der Hölle diesen Sommer in eine Eisenhütte gekommen sei, um die dortigen Temperaturverhältnisse kennen zu lernen. Es sei ihm aber dort so heiß geworden, daß er, in seine Hölle zurückgekehrt, Unterjacke und Ueberzieher angezogen habe, um sich nicht zu erkälten. — Wie anders der freie Mann auf dem Lande, auf dem Felde, in Gottes schöner freien Natur! Er erwirbt weniger, aber er braucht auch weniger, und besitzt er ein Häuschen, einen Garten und im Stalle eine Kuh, wie sollte er da mit dem ersten Fabrikarbeiter tauschen! Darum: Bleibe im Lande, aber auch auf dem Lande und nähre dich redlich — es ist noch lange nicht das schlechteste Leben. Sind während der Erntezeit

die Tage auch etwas lang, es sind auch die Pausen darnach, und der Winter mit seiner „Pinfeltit“ ersetzt alles.

Auf dem Lande, wo der Knecht mit zur Familie zählt, ist es noch lange gut.

Vieles in unserer Gemeinde ist gegen früher anders geworden, ob zum Bessern der Gemeindegewohner, wage ich nicht zu behaupten. Das Strumpfsticken, das jetzt in der Industrieschule gelernt werden muß, wurde früher nicht nur von Schäfern, sondern auch von jedem andern als Nebenarbeit betrieben; und gewöhnlich strickt der Bauer, wenn er nach seinem Lande hin- und zurückfuhr, die Werkzeuge zum Stricken trug er beständig bei sich. — Große Flachsfelder trifft man selten mehr an. Die Flachsverarbeitung kommt immer mehr aus der Mode. Infolgedessen werden die Koffer leer, und muß der Bedarf an Wäsche gegen bar Geld erstanden werden. Das Spinnrad muß also wieder zu Ehren kommen, es darf nicht an Stelle dessen das Fahrrad treten. Es gilt noch immer das Sprüchwort:

Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Ist des Bauern feinste Tracht.

Es sollen noch immer die Worte Schillers gelten:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein',

Und füget zum Guten den Glanz und den
Schimmer,

Und ruhet nimmer.

Einzelne Wohnplätze mit eigener Benennung, welche oft nur aus einigen wenigen Häusern bestehen, giebt es fast in jeder Bauerschaft. Diese zu nennen mit Entstehung, Deutung und Schreibweise der Ortsnamen soll, soweit es uns möglich ist, in folgendem geschehen:

- a. Bauerschaft Emstede, seit 1856 einschließlich Bauerschaft Westeremstede (westlich von Emstede); 948 genannt Emphstete, Emp = Fluß, also Stätte am Fluß.

Diekhaus, Diek-Teich, also Haus am Teich.

Hesselnfeld, Orts- und Hausname. (158 Wohnhäuser, 156 Haushaltungen, 708 Einwohner.)

- b. Bauerschaft Bühren seit 1836 einschl. Krepke, bedeutet wohnen; daher Buur = Wohner, Na- buur = der nächste Wohner. Auch will man den Namen Bühren von bären-heben ableiten, weil es hoch liegt.

Sülsbühren heißt in alten Schriften Salis- pura. Sülsbühren soll früher ein großer Meyerhof gewesen sein. Zwei Brüder Gerd und Heinrich sollen sich denselben geteilt haben, daher die Namen der beiden Besitzer Gerdesmeyer und Hinrichsmeyer.

Husum oder Husen, von Hus-Haus oder Wohnung.

Schneiderkrug, ein Schneider Wördemann legte dort einen Krug oder eine Wirtschaft an.

Später ist ein Werner auf die Stelle ge-

kommen, dessen Name noch besteht. Die einst frequente Wirtschaft hat durch die Bahn bedeutend verloren.

Kepfe wird in der Chronik erst spät genannt, ebenso Höltinghausen.

Ballen- oder Palmohl, Pool-Wassertümpel.

Bogenschlatt, Bogge-Frosch, Schlatt-Pfüze; also eine Pfüze, worin Frösche sind. (104 Wohnhäuser, 106 Haushaltungen, 576 Einwohner)

- e. Bauerschaft Drantum (Driontheim) (44 Wohnhäuser, 58 Haushaltungen, 246 Einwohner.)

Besenbühen (Ferstenbura.)

- d. Garte (Garta.) (38 Wohnhäuser, 34 Haushaltungen, 179 Einwohner.)

Garterfeld, Anbauer in der Garter Heide.

Echterholz, = das Holz, das früher zwischen den Bauernhöfen und Halen gelegen, lag von Emstec aus hinter (achter) dem Holze.

- e. Bauerschaft Halen. (66 Wohnhäuser, 66 Haushaltungen, 299 Einwohner.)

Lethe = die Besizung an dem Fluß Lethe.

Kattenkopp-Kagenkopf, wird auch genannt „hinterm Baumweg.“

- f. Höltinghausen, vielleicht von Hölting= Holz- oder Markengericht. Am Höltingstage wurden Bauerrichter für die Mark gewählt Auf einem Hofe dort wurde wohl der Höltingstag gehalten, daher Höltinghausen. (67 Wohnhäuser, 64 Haushaltungen, 292 Einwohner.)
-

Sitten und Gebräuche.

Die Sitten und Gebräuche in der Gemeinde Emsted sind mit wenigen Abweichungen dieselben wie in den anderen Gemeinden des Münsterlandes. Betrachten wir zunächst die, welche sich mit den Hauptmomenten im menschlichen Leben verknüpfen, dann die, welche im Kreislauf des Jahres regelmäßig wiederkehren.

a) Kindtaufe, Kilmer hier genannt. Gemäß der älteren christlichen Sitte findet die Taufe meistens gleich am Tage nach der Geburt statt, womit ein Kindtaufschmaus verbunden ist. Die Taufpaten haben Einkäufe an Zucker, Kaffee &c. für die Wöchnerin zu machen, und zwar einen Gut Zucker und etwa 10 Pfund Kaffeebohnen. Statt nun aber zu eilen, mit dem Kinde zur Mutter zurückzukommen, wird in und bei den Wirtshäusern angehalten. Der Kutscher erhält ein Taschentuch, worin ein Trinkgeld geknüpft ist.

b) Hochzeiten. Hat der Jüngling unter den Töchtern des Landes Umschau gehalten und sich eine Braut erkoren, dann wird zur Hochzeit geschritten. Ein Hochzeitsbitter, den Hut mit Bändern geschmückt, macht zu Fuß oder zu Roß die Runde, um die Gäste einzuladen. Die Einladung geschieht in Knittelversen. Kommt der Hochzeitsbitter zu Fuß, so lautet, abgesehen von einigen Variationen, die Einladung folgendermaßen:

Gauden Dag!
Hier steit mien Stod un Staff,
Jā sett mien Haut aff,